

Halbmondsüchtig

Feridun Zaimoglu Doku-Stück „Schwarze Jungfrauen“ im Berliner Hebbel Theater

Der abgebrühte Tonfall der Straße und die Hinwendung zu Allah können seltsame Allianzen eingehen: „Scheiß auf alle, bis auf Gott“, sagt die Türkin auf der Bühne des Berliner Hebbel Theaters. Sie ist jung und als „Vollbandagierte“ verachtet, die „fromme Schwester“ im Schleier. Sie spricht perfekt Deutsch und schläft gern mit netten Jungen, weil sie weiß, „Ficken schadet nicht meinem Glauben“. Notfalls hätte die coole Pragmatikerin vermutlich auch kein Problem damit, die deutschen Mittelgebirge auswendig zu lernen, wenn sie das für einen Fragebogen tun müsste.

Nach einer flüchtigen Affäre („Ich dachte, werd' die Jungfräulichkeit mal los, dann geht alles irgendwie leichter“) ist sie in die Großstadt geflohen, jetzt führt sie das Leben einer selbstbewussten modernen Frau, die für sich selbst sorgt und ihr Leben genießt. Eigentlich könnte sie der Traum jedes Integrationsbeauftragten sein, aber die Wirklichkeit ist komplizierter und nicht unbedingt politisch korrekt. Der traditionelle Dorf-Islam ihrer Eltern langweilt die junge Frau, sie hat sich allein auf den Weg zu einem radikaleren Glauben gemacht. „Ich seh' zwar nicht orthodox aus, aber ich habe knallharte Ansichten: Es lebe der Gottesstaat! Es lebe der islamische Kampf im Irak und in Palästina!“ Spätestens hier dürfte der Integrationsbeauftragte anfangen zu schwitzen.

Die junge Türkin mit der postmodernen Patchwork-Identität, die Hardcore-Islamismus mit urbanem Lifestyle verbindet, passt nicht in die groben Raster, die nur zwischen „modernen“ und „traditionellen“ Immigrantinnen unterscheiden. Voraussetzung dieser unterkomplexen Differenz ist der ungenaue Blick. Diese ideologische Sichtblende und die übersichtliche Ordnung, die sie produziert, unterläuft das Dokumentar-Theaterstück „Schwarze Jungfrauen“.

Der Schriftsteller Feridun Zaimoglu hat gemeinsam mit Günther Senkel in Deutschland lebende, gläubige „Neomosleminnen“ interviewt und die so entstandenen Monologe zu einem Theaterstück montiert. Einzige Bedingung der Interviews: Die Frauen bleiben anonym, und die Interviewer hören einfach nur zu, ohne die Passagen, die ihnen unangenehm sind, zu kommentieren. „Die Entrüstung über den ‚Mauldreck‘ in den extrem antimodernen Auslassungen der Frauen blieb für mich bis zuletzt ein Luxus“, sagt Feridun Zaimoglu über diese eher ethnologische als politische Recherche. Was so entsteht, ist ein Blick

auf komplizierte Identitätskonstruktionen, die weit irritierender sind als alle Klischees von der islamisch-türkischen Parallelgesellschaft – und vermutlich auch widersprüchlicher als die Selbstwahrnehmung der in Deutschland lebenden Moslems.

Neben der hedonistischen Fundamentalistin, deren Hass auf die westliche Moderne ein Produkt eben dieser Moderne ist, begegnen wir einer Bosnierin, die gleichermaßen vom Dschihad und von der großen Liebe träumt, einer zum Islam konvertierten, verstört wirkenden Deutschen und einer Querschnitts-gelähmten, die sich selbst verachtet, weil sie kein „Vollkraftmensch“ ist. Mit Allah hadert sie, weil sie ab und zu Oralsex mit ihrem Pfleger hat.

Am beunruhigendsten für die Multi-Kulti-Fraktion wie für den deutschnationalen Stammtisch dürfte die Intellektuelle sein, die Osama bin Laden als „Jahrhunderthelden“ verehrt. Sie studiert Jura, um mit ihrem Wissen dem heiligen Krieg in Europa zu dienen. Ihre Freundinnen gründen Unternehmen oder werden Ärztinnen: „Die schleichende Landnahme ist in vollen Gang. Wir sind gebildet, wir sprechen ein ausgesuchtes gutes Deutsch, wir sind hochmotiviert. Wenn man so will, kann man von einer Bewegung sprechen“.

Krieg den Saison-Schlampen

Die Juristin und ihre fundamentalistischen Freundinnen haben keine Angst vor den Aufklärungsschriften einer „Abtrünnigen“ wie Necla Kelek, im Gegenteil. Sie fühlen sich liberalen Attacken jederzeit gewachsen und lesen die Bücher der „Schlampen der Saison“, um ihrem Hass neue Nahrung zu geben. In das Bild der ungebildeten, unterdrückten Frau und eines geistig irgendwo im Mittelalter gestrandeten Islam passen diese menschenverachtenden, aber durch und durch reflektierten Statements kaum.

Inszeniert hat die Uraufführung mit dem hohen Irritationsfaktor Neco Çelik, ein deutsch-türkischer Regisseur, der sich mit Undergroundfilmen wie „Urban Guerillas“ einen Namen gemacht hat. Seine Jugend verbrachte er in einer Kreuzberger Gang, auch davon erzählt seine Filme. Çeliks Inszenierung verzichtet klug auf äußerliche Theatralisierungen. Sie bleibt dokumentarisch und entwickelt gerade daraus ihre Kraft. Die fünf Schauspielerinnen, Immigrantinnen bis auf die Darstellerin der deutschen Konvertitin, stehen isoliert in ge-

stapelten Sichtboxen (Bühne: Mascha Mazur) wie in einem Schaufenster. Die Bühne spielt dezent mit dem voyeuristischen Effekt, der sich zwangsläufig einstellt, wenn Angehörige der Mehrheitsgesellschaft einen Blick auf ihnen fremde, nur in der medialen Verzerrung zugängliche Milieus werfen. Verstärkt wird das durch die Kostüme: Eine Uniform aus fleischfarbenen Hosen, weiten Shirts und Glatzen verwandelt die Frauen auch optisch in Schaufensterpuppen. Sie sprechen ihre Texte frontal zum Publikum. Denn genau darum geht es an diesem Abend: Um eine Konfrontation.

Neco Çelik kennt die Konflikte, von denen seine Inszenierung handelt. Seit seinem zwanzigsten Lebensjahr ist er gläubiger Moslem, zugleich hat sich der heute 34-Jährige zu einem ernsthaften intellektuellen entwickelt. „Als ich zwanzig war, wusste ich, dass ich mehr aus meinem Leben machen will, als mit der Gang abzuhängen. Ich fing an, Bücher über den Islam zu lesen. Wir waren in der Familie immer Moslems, aber ich wusste nicht, was das bedeutet.“

Wie Feridun Zaimoglu versteht Çelik sich als deutscher Künstler. Seine Biografie ist das menschenfreundliche Gegenmodell zu den hassgespeisten Identitätsentwürfen der „schwarzen Jungfrauen“. Çelik ist geglückt, woran die interviewten Frauen gescheitert sind: Er verbindet seinen Glauben mit den Freiheiten des Westens, ohne den Islam aggressiv gegen die Zumutungen einer unübersichtlichen Moderne zu richten.

Als er neulich in der Türkei gedreht hat, hatte er plötzlich Heimweh nach Deutschland und fühlte sich wie ein Gastarbeiter. „Die Deutschen verstehen viel zu wenig, was für ein Reichtum die türkischen Immigrantinnen für dieses Land bedeuten könnten. Das ist kränkend. Genauso wie der Generalverdacht seit dem 11. September. Es gibt Zwangsehen, das ist ein Problem, gegen das man etwas unternehmen muss. Aber so zu tun, als würde jede zweite Türkin in einer Zwangsehe leben, ist dumm und beleidigend.“

Aber Çelik ist nicht verbittert. Dass er in Deutschland aufgewachsen ist, war vor allem eine große Chance. „Wären meine Eltern nicht hierher gekommen, wäre ich heute wahrscheinlich Ziegenhirte. Ich verstehe das Gejammer in Deutschland nicht. Wer hier etwas machen will, hat alle Chancen. Ich habe kein Studium, kein Abitur, ich komme aus einer armen Familie – und jetzt drehe ich Filme und inszeniere ein Theaterstück.“

PETER LAUDENBACH